

Csaba Földes (Veszprém)

Synkretismus und Hybridität in Sonderbereichen zweisprachiger Redeweise: Notizen zum deutsch-ungarischen Sprachenkontakt

1. Forschungsdimension und Ziele

Der vorliegende Beitrag greift auf eine umfassende kontaktlinguistische Feldforschung (vgl. Földes 1996; 2005) zurück, die (innerhalb eines systemtheoretischen Ansatzes) zur Theorie, Terminologie, Methodologie und Empirie von Sprachen- bzw. Varietätenkontakten Position bezieht. Dabei werden – unter Berücksichtigung der kulturellen Funktionen und Bedingtheiten von Sprache¹ – verschiedene sprachlich-kommunikative Kontaktmanifestationsformen und Interaktions- bzw. Koproduktionsphänomene (kurz: Sprachenkontaktphänomene)² grundsätzlich zwischen zwei Sprachen und Kulturen anhand von ungarndeutschem³ oralem Dialektmaterial erschlossen. Meine Untersuchungen integrieren sowohl die Sprachsystem- als auch die Kommunikationsebene. Die heuristische Analyse zielt also auf aktuelle ungarndeutsche Sprachgebrauchsstrukturen in einem komplexen Kontakt-, Konvergenz- und Integrationsraum, um dadurch zur Modellierung bi- bzw. multilingualen Diskursverhaltens auf verschiedenen Ebenen beizutragen. Die empirische Datenbasis stammt aus dem ungarndeutschen

¹ Berührungen von Sprachen sind stets eingebunden in ein komplexes Netzwerk vielfältiger Wirkungskräfte, etwa: kultureller, psychischer, sozialer, politischer und sogar wirtschaftlicher Art. Beiträge im Sammelband von Arutjunov/Neščimenko (1994) haben z.B. ausgeführt, dass ein Kontakt von Sprachen nicht einfach ein Kontakt zwischen Zeichensystemen mit spezifischen Strukturen ist, sondern immer auch einen Kontakt zwischen Kulturen einschließt.

² Unter ‚Sprachenkontaktphänomenen‘ sollen die jeweiligen Ausprägungen des Realitätsbereichs ‚Sprachenkontakt‘ verstanden werden. Als ‚Sprachenkontakt‘ definiere ich das komplexe Aufeinandertreffen von zwei oder mehr Sprachen (bzw. Varietäten) auf der Ebene einer oder mehrerer Sprecher- bzw. Diskursgemeinschaften, während ich die individuelle Seite als ‚Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit‘ bezeichne. Zum Hintergrund meiner Sprachenkontakt-Terminologie vgl. Földes (1996: 12ff.; 2005: 63ff.).

³ Mit dem Terminus ‚ungarndeutsch‘ meine ich die deutsch(sprachige) Minderheit in Ungarn sowohl im Hinblick auf ihre Sprache als auch im Hinblick auf ihre Kultur bzw. ihre Ethnie.

Ort Hajosch/Hajós in der nördlichen Batschka, im Komitat Batsch-Kleinkumanien/Bács-Kiskun. Das Projekt geht phänomenorientiert und problembezogen vor und soll differenziert erschließen, wie sich der Kontaktdruck des Ungarischen als Modell-, Bezugs- und Überdachungssprache in mündlichen Diskursen innerhalb der Vernakularsprache der deutschen Minderheiten-Gemeinschaft in synchroner Sicht äußert (Forschungsdesign, Grundkonzept und Hauptlinien wurden in Földes 1996: 9ff.; 2005: 22ff. detailliert ausgeführt.)

Vor dem oben skizzierten Hintergrund behandelt dieser Aufsatz Phänomene von kommunikativem Synkretismus und sprachlicher Hybridität (vor allem lexikalisch-semantischer Provenienz) an der Schnittstelle zwischen zwei Sprachsystemen, mit besonderer Berücksichtigung des Konstrukts ‚Transferenzen‘.⁴ Hinsichtlich des Phänomenfeldes „Vermischung“ gab es in den letzten zwanzig Jahren vor allem in den Kulturwissenschaften verschiedene Ansätze zu seiner konzepttheoretischen Erfassung. So spricht man – unter mehreren anderen Konzepten – zunehmend von „Hybridität“ (z.B. Bronfen/Marius/Steffen 1997; Werbner 1997). Mit dem Begriff des ‚Synkretismus‘ – als Bemühung um Harmonisierung unterschiedlicher Systeme – (vgl. Berner 1982) wurde hingegen in der Linguistik bisher kaum operiert; verwendet wurde der Begriff lediglich in einem ganz anderen Sinne (im Kontext des europäischen Strukturalismus) als ‚formaler Zusammenfall verschiedener, ursprünglich getrennter grammatischer Funktionen‘, was besonders im Kasusystem verschiedener Sprachen als sog. Mischkasus in Erscheinung tritt (vgl. Carstairs-McCarthy 1994). Bezüglich der „Hybridisierung“ gehen viele Definitionsversuche z.T. auf Bachtins kultursemiotisches Konzept (1979: 244) zurück: „Vermischung zweier sozialer Sprachen innerhalb einer einzigen Äußerung“. Indes besteht bei der Verwendung des mittlerweile in den Fachdiskursen etablierten „poststrukturalistischen“ Begriffs ‚Hybridität‘ (und mit ihm verbundener Termini) eine Schwierigkeit in der unterschiedlichen Vorstellung hinsichtlich Extension und Abgrenzung von ähnlichen oder benachbarten Konzepten, insbesondere weil der Begriff aus unterschiedlichen Argumentationszusammenhängen bzw. Wissenschaftskontexten stammt und sich auf verschiedene Objektbereiche bezieht. Ackermann (2004: 140) weist sogar darauf hin, dass sich dieser Begriff einer eindeutigen Verortung verweigert und häufig „im Meta-

⁴ Mit ‚Transferenz‘ bezeichne ich – als integrierendes bilinguales Verfahren – die Übernahme von Elementen, Merkmalen und Gesetzmäßigkeiten aus der/den Kontaktsprache(n); vgl. Clyne (1975: 16). Das korreliert in etwa mit dem, was Bloomfield (2001: 530ff.) mit „kultureller Entlehnung“ umschreibt. Es handelt sich mithin um eine Integration der einen Sprache (d.h. der momentan weniger aktiven) in die andere, nämlich die Matrixsprache.

phorischen“ verbleibt, indem er „Transformationen gegen Kontinuität und Mehrgegen Eindeutigkeit“ setzt. Zur Konzeptualisierung dieses Schlüsselbegriffs siehe Bhabha (2000: 5, 7 etc.). In meinem Begriffsapparat beziehe ich ‚Synkretismus‘ eher auf die Sprechhandlung und ‚Hybridisierung‘ auf die sprachlichen (sprachsystematischen) Prozesse.

Der Beitrag greift zwei recht kontaktsensitive und dennoch wenig erforschte sprachlich-kommunikative Sonderbereiche auf, und zwar die Verwendung von (a) Eigennamen und von (b) Schelt- bzw. Schimpfausdrücken sowie Flüchen. All diese Phänomene sind offenbar universale Komponenten von Sprachen (vgl. auch Haspelmath 2002: 277; Geier-Leisch 1998: 7 f.). An diesem empirischen Material will der Beitrag im Einzelnen ermitteln, wie Kontakt- und Interaktionsphänomene in gemischtsprachigen Diskursen unter Bedingungen einer transkulturellen⁵ Mehrsprachigkeit auftreten, wobei ihre Realisationsstrukturen, -typen und -klassen erschlossen sowie ihr Funktionieren hinterfragt werden. Letzten Endes soll anhand der Auseinandersetzung mit einer vitalen und hochkomplexen Kontaktsituation von Sprachen bzw. Varietäten der sprachkommunikative Umgang mit Eigennamen und Sonderlexik aus der Perspektive der deutschen Sprache im Kräftefeld zwischen typologischer Tradition und sukzessiver Innovation beschrieben werden, um damit gleichzeitig relevante Bausteine zur Modellierung des Kontaktprozesses zu erarbeiten.

2. Zum empirischen Hintergrund

‚Deutsch als Minderheitensprache‘ existiert naturgemäß in einem völlig anders gearteten soziokulturellen Referenzrahmen als die binnendeutsche Standardvarietät, aber auch als die binnendeutschen Dialekte der Gegenwart (vgl. ausführlicher Földes 2002: 352ff.). Für den sprachkommunikativen Alltag der Ungarndeutschen sind nämlich – auch in Hajosch – lebensweltliche Mehrsprachigkeit, Diglossie, eine außerordentlich hohe Dynamik, sogar Ansätze von Fluktuation sowie u.U. eine zunehmende Labilität von Sprach- bzw. Kommunikationsstrukturen kennzeichnend. Inzwischen findet Ungarisch (als H-Varietät) eigentlich in allen Primär- und Sekundärdomänen häufig, vorwiegend oder ausschließlich Verwendung, während der ungarndeutsche Ortsdialekt die meisten seiner Funktionen verloren hat und sich (als L-Varietät) auf die Primärdomäne ‚Familie‘ zurückgezogen hat, wobei er selbst in diesem „Refugium“ immer häu-

⁵ Zur Konzeptualisierung dieser Begrifflichkeit siehe Földes (2003: 53f.).

figer dem Ungarischen weicht (zu den Details siehe Földes 2005: 44ff.).⁶ In diesem Sinne liegt eine Divergenz zwischen der vorherrschenden Kommunikationssprache (Ungarisch) und der grundsätzlichen Identifikationssprache⁷ (deutscher Dialekt) vor. Aus der immer stärker werdenden kommunikativen Hinwendung zum Ungarischen resultieren stufenweise neuere Kontakt- bzw. Mischformen/-konfigurationen auf den verschiedenen Ebenen.

Eine Notwendigkeit der Sprachentrennung ergibt sich bei Mitgliedern bi- oder multilingualer Diskursgemeinschaften – zumindest im sog. bilingualen Diskurs- bzw. Interaktionsmodus (vgl. Földes 2005: 65ff.) – nicht oder zumindest ganz anders als bei einsprachigen Menschen und Gemeinschaften. Unter identisch mehrsprachigen Personen ist nämlich eine auf weiten Strecken synkretische Redeweise die natürliche und übliche Varietät und, sozialpsychologisch gesehen, hat die so entstehende hybridisierte Sondervarietät eine nicht unwesentliche Funktion als mögliches Symbol regionaler Loyalität bzw. Identität. In den verschiedenen Kommunikationszusammenhängen wird im Wesentlichen auf drei sprachliche Kodes und ihre subtilen Übergangs- bzw. Mischformen zurückgegriffen, und zwar auf den jeweiligen ungarndeutschen Ortsdialekt (in Hajosch: Schwäbisch), auf die ungarische Standardsprache und auf die deutsche Standardvarietät. Das heißt, die Situation ist durch eine Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit strukturell „unähnlicher“ Varietäten mit „ungleichwertigem“ Status und Prestige geprägt, was zu einem asymmetrischen Charakter des Sprachenkontaktes führt. Die Konstellation könnte man in Ermangelung eines etablierten Terminus vielleicht „bilinguale Dialekt-Standard-Diglossie“ nennen. Den vor diesem Hintergrund in der gruppeninternen Kommunikation verwendeten Kode – als neuen Varietätentyp – bezeichne ich als „Kontaktdeutsch“ (vgl. Földes 2002: 351; 2005: 37). Hinsichtlich des soziodemographischen Status der Gewährspersonen handelt es sich mehrheitlich um Frauen, meist Rentnerinnen lokaler landwirtschaftlicher Großbetriebe oder um Hausfrauen, die sich zeitlebens mit Ackerbau und/oder Tierhaltung beschäftigt hatten. Alle waren im Alter von 55 bis 88, alle waren ortsgebürtig und hatten nie längere Zeit im binnendeutschen Sprach- und Kulturraum verbracht, sodass eine ziemliche sprachliche Homoge-

⁶ Das heißt aber nicht automatisch, dass für diese Sprecher die ungarndeutsche ethnisch-sprachlich-kulturelle Herkunft keine Rolle mehr spielt. Denn viele haben in den letzten Jahrzehnten eine unilinguale, jedoch bi- bzw. transkulturelle Primärsozialisation durchlaufen: Ungarisch dient als Familien- und Umgebungssprache, aber im Alltag nehmen ungarndeutsche Sitten, Bräuche, Essgewohnheiten etc. einen festen Platz ein. Sprache ist mithin ein zentrales, aber keineswegs das alleinige konstitutive Merkmal einer ethnisch-nationalen Gruppe.

⁷ Zu dieser Terminologie vgl. Hüllen (1992: 300).

nität erreicht werden konnte (zur Methodologie vgl. Földes 2005: 95ff.). Das Korpus bilden authentische spontansprachliche Äußerungen.

3. Synkretismus und Hybridität: Aspekte von System und Verwendung

3.1. Kommunikativer Spagat zwischen zwei Sprachen und Kulturen

Im „Intimleben“ bilingualer Kontaktvarietäten tritt als Folge von Mechanismen eines kommunikativen Synkretismus viel Zwitterhaftes, d.h. eine Spannbreite hybridisierter Elemente, Strukturen und Muster auf (die sich einer trivialen Dichotomisierung entziehen). Sind doch unter Bedingungen einer transkulturellen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit verschiedene Klassen und Typen von Sprachenkontakt-, Interaktions- bzw. Konvergenzphänomenen zu differenzieren. Die einzelnen Manifestationsklassen und -typen des Sprachenkontakts auf verschiedenen Ebenen lassen sich als ein Kontinuum begreifen und als solches darstellen. Ihre Vielfalt, Prozessualität und Dynamik springen vorrangig auf dem Gebiet der Lexik, der Phraseologie und der Pragmatik ins Auge (siehe ausführlich Földes 2005: 104ff.).

3.2. Eigennamen im „Sprachtandem“

Aus der durchgeführten heuristischen Analyse geht hervor (Földes 2005: 138ff.), dass sich die sprachlich-kommunikativen Kontakte in einer ultimativen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeitssituation nicht nur im appellativischen Bereich, sondern auch bei der Verwendung von Eigennamen reichlich und nachhaltig manifestieren. Umso mehr ist das bereits von Haarmann (1983: 154 f.) erkannte Forschungsdefizit, die spezifische Situation der Personennamen unter den Bedingungen von Sprachenkontakten zu berücksichtigen, nunmehr zu beheben.

3.2.1. Offenbar wirken die deutschen und die ungarischen Eigennamen-Anteile in Äußerungen ungarndeutscher Kommunikatoren oft wie „siamesische Zwillinge“. Meine onymischen Befunde verdeutlichen z.B., dass die Hajoscher auch in den auf Ungarisch ablaufenden Interaktionen oft sog. inoffizielle Personenbenennungen (wie Kose-, Spitz-, Bei-, Über-, Neck-, Scherz-, Ekel- und Spottnamen) verwenden oder vice versa. Man sagt beispielsweise *Sandberg Rese*⁸ [= Sandberg Resi] zu einer Person, die früher in einem höher gelegenen, sandigen Teil des Ortes gewohnt hat. Nicht selten werden diese tradierten Namensausprägungen auch auf die jüngeren Familienangehörigen übertragen. Ein Mann heißt beispielsweise *Kis Majzi* (wörtlich: Kleiner Majzi), weil sein Vater auf Deutsch *Majsa* (< Ameise) genannt wurde. Oftmals sind diese Namenformen

schon gemischtsprachig, indem die Vornamen bereits auf Ungarisch erscheinen. In *Rosal Pista* z.B. (*Pista* = Koseform von *István*, d.h. ‚Stefan‘) steht *Rosal*, weil eine Großmutter des Mannes *Rosalie* (= ungar. *Rozália*) hieß. Es kommt sogar vor, dass Vornamen mit einer deutschen Koseform selbst in einem sonst homogenen deutschen Satz auf Ungarisch auftreten:

- (1) *Ken:scht du dr Pista it:?* (Standarddeutsch – im Weiteren: SD –: Kennst du den Pista [ungarische Koseform für *István* = *Stefan*] nicht?)

Man stößt in diesem „Sprachtandem“ auf eine bunte Vielfalt (dialektal) deutscher und (standardsprachlich) ungarischer Koseformen. So heißt doch einer der Informanten Josef (ungar. *József*); doch er wurde von klein auf *Josche*, *Jose*, *Joschile*, *Josile*,⁹ seltener *Seppi* genannt. Seinen Bruder nannten in der Kindheit alle nur *Hansile*.

Es fällt auf, dass – besonders ältere Menschen – unter Zuhilfenahme deutscher Derivationssuffixe auch aus solchen indigenen ungarischen Vornamen gemischtsprachige Koseformen konstruieren, die keine deutschen Entsprechungen haben. So wird (unter Rückgriff auf die deutsch-dialektalen Suffixe *-le/-li* oder *-ile*) im Bereich der weiblichen Vornamen ohne deutsche Entsprechungen aus ungar. *Enikő* > *En:ile*, aus *Melinda* > *Melindile*; bei männlichen Vornamen ohne deutsche Entsprechungen aus *Csaba* > *Csabile*, aus *Zsolt* > *Zsoltile*. Dasselbe gilt auch für Spott- und Spitznamen etc. (unter Rekurs auf das Spottnamen-

⁸ Zu den Einzelheiten der verwendeten „Grobtranskription“ vgl. Földes (2005: 106ff.). Ich bediene mich in all den Fällen, in denen die Phonem-Graphem-Beziehungen des binnendeutschen Standards auch im dargestellten Dialekt gelten, des deutschen Schriftalphabets. Bei Abweichungen von diesen Korrespondenzen wird mit folgenden ergänzenden Zeichen operiert: Zur Kennzeichnung derjenigen langen Vokale des Dialekts, die im binnendeutschen Standard nicht lang sind wie auch zur Markierung von langen Konsonanten dient ein nachgestellter Doppelpunkt. Das Zeichen ‘ä’ steht für einen (wohl aus dem Ungarischen stammenden) Laut, der unter artikulatorischen Aspekten ein kurzer gerundeter Hinterzungenvokal mit tiefer Zungenlage und weit – jedoch nicht mit weitest – geöffnetem Kieferwinkel ist und unter akustischem Aspekt eine dunkle Klangfarbe besitzt. In Zweifelsfällen verschiedener Art habe ich stets (der besseren Lesbarkeit halber) standardnähere Schreibungen bzw. der geschriebenen Sprache näher stehende Formen bevorzugt. In meiner Notation erscheinen die Elemente ungarischer Provenienz bei allen Belegen gemäß der ungarischen Orthographie; typographisch werden sie – zur prägnanteren Kennzeichnung und Hervorhebung – durch **Fettdruck** markiert.

⁹ Im Prinzip wäre auch *Joschka* möglich gewesen; man denke z.B. an den bundesdeutschen Ex-Außenminister *Joschka Fischer*, der ja ebenfalls ungarndeutscher Abstammung ist.

Bildungssuffix -l). Beispielsweise entsteht aus *Tünde* (weiblicher Vorname ohne deutsches Pendant) > *Tünd(e)l*, aus *Berci* (Koseform des männlichen Vornamens *Bertalan*) > *Bercl*. Hybride Spott- und Beinamenbildungen können sogar Konstruktionen aus Familien- und Vornamen betreffen wie etwa *Hu:abr Mártschl*, bei der die ungarische Vornamenvariante *Marcsa* (oder *Marcsi*) mit dem deutschen -l-Suffix versehen wird. Hier ist zu bemerken, dass eine bereits diminuierte ungarische Koseform der deutsch-dialektalen Spottnamenbildung unterliegt, d.h. in hypokoristischen Kontexten können mehrfach diminuierte Diminutiva entstehen. Ebenso werden die deutsch-dialektalen Suffixe -e bzw. -ise zur Bildung der femininen Form von Nachnamen¹⁰ auch genuin ungarischen Familiennamen angefügt, z.B. *d Újságose* (< *Újságos*), *d Vargise* (< *Varga*), *d Pászise* (< *Pászti*). Hybride Beinamen können mit ungarischen Substantiven (*Kakasch Rosi* < *kakasch* 'Hahn', weil der Großvater dieser Person einst angeblich oft *kuk:uruku:!* rief), mit Adjektiven bzw. Partizipien (*Szemüveges Re:sl* < ‚Brille tragend‘) etc. gebildet werden. In manchen Fällen wird mit genuin ungarischen Formen operiert (z.B. *Ugyebár Hans* < *ugyebár* ‚nicht wahr?‘, da dieser Mann früher als Brigadeleiter immer diesen Spruch verwendete), in anderen Fällen werden die beteiligten ungarischen Elemente den Aussprache- und Wortbildungsregeln des deutschen Ortsdialekts angepasst (z.B. *E:grascha Liese* < *egres* ‚Stachelbeere‘, weil diese Person mal Stachelbeeren gestohlen haben soll). Sogar Namelemente aus Drittsprachen ergänzen den deutsch-ungarischen hybriden Rahmen, wie *Zego: Franz*, der diesen Beinamen in einem sowjetischen Arbeitslager erhielt (wohl aus mundartlich polnisch *cego*, standardpolnisch *czego* ‚Was (willst du)‘). Ein weiteres Beispiel: Aus anderen Ortschaften Eingehiratete apostrophiert man – in Anspielung auf den Liebesspruch eines aus dem ehemals slowakischsprachigen Nachbardorf Miske stammenden Mannes – zuweilen als *Hovorit'* (< slowak. ‚sagt mal‘).

Der ungarische Kontakteinfluss zeigt sich auf eine andere Weise im nächsten Sprechbeleg: Während ein Großvater in Hajosch als *Letschlis Hans Vettr* (*Letschle* = ‚Gebäck‘ oder ‚Kuchen‘)¹¹ bekannt war, wurde bei seinem Enkel der Spott-

¹⁰ Zum Beispiel *d Ginale* (< *Ginal*), *d Stof:re* (< *Stoffer*) bzw. *d Hep:ise* (< *Hepp*), *d Beckise* (< *Beck*). Bei manchen Familiennamen sind beide Suffixvarianten möglich, etwa *d Schusterise* oder *d Schustre* (< *Schuster*).

¹¹ Allerdings ist es möglich, dass der Stamm in *Letschle*, diachron betrachtet, aus ungar. *kalács* (‚Kuchen‘) stammt, vgl. zu dieser Herleitung Kiefer (1967: 94). Aber selbst, wenn dem so sein sollte, wird das Wort von allen Sprachträgern eindeutig als „schwäbisch“ empfunden, deshalb qualifiziere ich es für meine synchronische Darstellung auch als „deutsch“. Eine hybride Bildung liegt jedenfalls vor, denn zumindest das Diminutivsuffix -le ist ja zweifellos schwäbisch-deutscher Provenienz.

name ohne weiteres in ungarisch *sütemény* (= ‚Kuchen‘) übersetzt. Kontaktlinguistisch beachtenswert sind zwischensprachliche Gleichsetzungen und Volksetymologien. Als Beleg für Gleichsetzungsverfahren dient der Beiname *ludas/Ludasch* von *András Ludl*, wo aus dem deutschen Familiennamen *Ludl* aufgrund der zufälligen Klangähnlichkeit mit dem ungarischen Substantiv *lúd* (‚Gans‘) dieser Beiname entstanden ist, also *ludas* (‚eine Person, die eine Gans besitzt‘, aber auch im übertragenen Sinne ‚an etw. schuld sein‘). Volksetymologie tritt im Falle von *Josef Sauter* zutage, der „hungarisierend“ immer öfter *Disznó Jóska* genannt wird, hierbei erfolgt eine Übersetzung des Familiennamens *Sauter* durch *disznó* (‚Sau, Schwein‘), obwohl der Name etymologisch mit der Bezeichnung dieses Haustieres nichts zu tun hat. Im Kontext einer sogar dreisprachigen Hybridität wird analog der ungarische Name *Foltán József* spielerisch in *Plätza Jo:se* umgewandelt, indem die erste Teilkomponente des Zunamens volksetymologisch als ungar. *folt* (‚Fleck, Flicklappen‘) gedeutet und mit *Plätza* in die deutsche Varietät übersetzt wird. (Der Familienname *Foltán* geht vermutlich auf französ. *Lafontaine* zurück.)

In der gegenwärtigen Kommunikationsdynamik tendiert man insgesamt längerfristig offenbar dazu, die (dialektal) deutschen Formen allmählich durch ungarische Pendanten zu ersetzen. Hin und wieder kann man die Entwicklungslinie des Sprachenkontakts besonders deutlich verfolgen. Bei einer Hajoscher ungarndeutschen Familie wurde beispielsweise dem Großvater in seiner Jugend der Spottname *Klämpamach:r* (= Klumpenmacher) angehängt: *Klämpamach:rs Stefi Vetr.* Sein Sohn hieß schon in etwas abgewandelter ungarischer Form *Klumpás Pista* (ungar. *klumpa* < dt. Klumpen + *-s* als ungarisches Adjektivsuffix, das ausdrückt, dass jmd./etw. mit etw. versehen ist; *Pista* = ungar. Koseform von ‚Stefan‘). Und der Enkel heißt sogar in deutschsprachiger Rede *Klunyi Feri* (aus *klumpa* weiter gebildet; *Feri* = ungar. Koseform von ‚Franz‘). Die Familie wird heutzutage schlicht und einfach *Klunyiéks* genannt.

Anhand dieses Belegs wird auch deutlich, dass es in onymischen Konstruktionen (analog manchen appellativischen Bildungen, vgl. Földes 1996: 31; 2005: 153f.) zu einer doppelten Kennzeichnung von grammatischen Relationen kommen kann: Viele Belege reihen zwei Suffixe – ein ungarisches und ein deutsches – aneinander:

- (2) *Aisi Náchpr seand' s gse:i, s Leiéks.* (SD: Unsere Nachbarn sind es gewesen, des [= die] Leis.)

Der Familienname lautet *Lei*, er wurde zuerst mit dem ungarischen Kollektivbezeichnungssuffix *-ék*¹² versehen, dann zusätzlich auch auf Deutsch mit *-s* suffigiert. Diese Erscheinung gilt in Hajosch keineswegs als Ad-hoc-Auffälligkeit, sondern gehört im Ortsdialekt zu den üblichen, ganz und gar gängigen sprachlichen Formen (vgl. auch den obigen Beleg *Klunyiéks*. Man könnte sogar sagen,

dass sich *-éks* als neues (hybrides) Suffix etabliert hat; wie die Beispiele belegen, kann es sowohl deutschen als auch ungarischen Namen angefügt werden, vgl. *ván s Nagyéks* (,von des [= den] Nagys') oder:

- (3) *De:s Buach kám:t ván s Gáboréks hear.* (SD: Dieses Buch kommt von des [= den] Gábors.)

Das tangiert aber bereits das Themenfeld der sog. offiziellen Personennamen. Ihr Gebrauch zeugt in mehrfacher Hinsicht ebenfalls von einem flexiblen, z.T. im Wandel befindlichen bilingual-hybriden Mikrosystem.¹³ Hinzu kommt: Wenn männliche Vornamen mit einem ungarischen Diminutivsuffix zusammen mit einem bestimmten Artikel des Deutschen verwendet werden, ist der Artikel in der Regel maskulin, z.B. *dr Norbika* (< *Norbi* < *Norbert*), *dr Tibike* (< *Tibi* < *Tibor*), *dr Andriska* (< *Andris* < *András*) oder *dr Zsoltika* (< *Zsolti* < *Zsolt*). Stehen hingegen dieselben Namensformen nicht mit einem bestimmten Artikel, sondern mit einem Possessivpronomen, erscheinen sie meist bereits als Neutrum: *me:i Norbika*, *áisa Tibike*, *me:i Andriska* oder *áisa Zsoltika* (*me:i* ‚mein', *áisa* ‚unser').

Ein besonderes transkulturell-bilinguales Phänomen ist die Uminterpretation von Namen, indem z.B. Familiennamen deutscher Herkunft eine ungarische Lesart zugewiesen wird. So wird in Hajosch der Name *Zach* von der Großeltern-generation als [tsax] ausgesprochen, die Kinder und Enkel derselben Familie nennen sich aber – bei gleicher Schreibung – bereits [za:tʃ]. Diese Buchstabe-Laut-Zuordnung (*Zach* und [za:tʃ]) entspricht einer alten historischen Schreib- bzw. Aussprachetradition ungarischer Familiennamen. Somit wird der eigentlich deutsche Name durch die andere Aussprache vom Sprecher „hungarisiert“.

¹² Im Ungarischen gibt es eine spezielle Art von Kollektiva, bei der es sich um eine Bildung pluraler Substantive handelt, die eine Gruppe bezeichnen, zu der das betreffende Individuum gehört. Basen sind dabei vorrangig Eigennamen und Personenbezeichnungen. Folglich hat man es hier mit einem ungarischen Quasi-Wortbildungssuffix zur Markierung von Kollektiva zu tun, das analog zum possessiven Personal-suffix an Stämme tritt (vgl. Keresztes 1999: 74). Tompa (1972: 109) stuft es klar als „Ableitungssuffix“ ein, nach Kenesei/Vago/Fenyvesi (1998: 353f.) ist indessen sein Status als Derivationsaffix nicht eindeutig, da es u.U. auch als Flexionssuffix qualifiziert werden kann. Weitere Beispiele: *Takácsék* (= die Familie Takács), ähnlich wie im Deutschen das Suffix *-s* in Formen wie *Müllers* (= die Familie Müller); *igazgatóék* (= der Direktor und die Seinen).

¹³ Die Namengebungspraxis (die Motivationen bei der Vornamenauswahl etc.) weist bei einer „gelebten Transkulturalität“ eine Reihe interessanter Eigenheiten auf. Sie gilt noch als weitgehend unbekannt und bedarf daher gezielter Forschungen.

Ein weiteres eigentümliches onymisches Charakteristikum besteht darin, dass Tiere fast ausschließlich ungarische Namen bekommen.¹⁴ Bereits alte Quellen, auch schon aus dem 19. Jahrhundert, legen nahe, dass das bei den Ungarndeutschen generell ein sehr frühes Kontaktphänomen gewesen ist. Beispielsweise haben Bódiss (1895: 580) und Ratzenberger (1896: 299) auf diese Erscheinung bereits aufmerksam gemacht, als die **deutsche** Sprache in der Regel das **alleinige**, aber auf jeden Fall das eindeutig vorherrschende Kommunikationsmittel der ungarndeutschen Dorfbewölkerung war. Für die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts attestiert auch Schilling (1933: 51), dass in seinen Forschungsorten Kimling/Dunakömlöd und Kier/Németkér, aber auch allgemein in den ungarndeutschen Ortschaften, ausschließlich ungarische Pferde-, Kuh- und Hundennamen gebräuchlich waren. In einem unscheinbaren Hinweis der ethnographischen Monographie über Hartau/Harta, einen unweit von Hajosch liegenden ungarndeutschen Ort (Fél 1935: 52), wird diese ungarische Namensgebung auf rein praktische Gründe zurückgeführt: Man könnte sonst die Tiere auf dem (ungarischen) Markt nicht verkaufen. Von einer analogen Annahme geht auch Schilling (1933: 53) aus. Diese Erklärung mag Einiges für sich haben, ganz befriedigen kann sie aber meiner Meinung nach nicht. Denn auch den Haustieren (z.B. den Hunden), die nie zum Verkauf standen, wurden – selbst im Untersuchungsort von Fél, wie aus ihren Angaben hervorgeht (1935: 47) – durchweg ungarische Namen gegeben.

Eine Reihe späterer Veröffentlichungen stellten in verschiedenen Orten wiederholt fest, dass Ungarndeutsche in der Regel ungarische Tiernamen verwenden. So hat Bonomi (1965: 42) in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts den Ungarndeutschen im Ofner Bergland bescheinigt: „Pferden, Kühen, Ziegen, Hunden und Katzen gibt man menschliche Vornamen, nur Schweinen nicht.“ Teil-Analoges habe auch ich an meinem Untersuchungsort beobachtet: In Hajosch heißen Pferde *Szellő*, *Deres*, *Sárga* oder *Béla*, *Csillag*, *Bandi* (männlich)¹⁵ bzw. *Olga*, *Vilma*, *Julcsa* (weiblich); Kühe etwa *Virág*, *Rózsa*, *Kicsi*, *Böske* oder *Riska*. Hunde *Morzsi* oder *Csöpi*; Katzen *Csilla* oder *Lukrécia* (wohl nach einem

¹⁴ Analog lautet der Befund von Manherz et al. (1998: 44) hinsichtlich der Ungarndeutschen im Allgemeinen. Aber auch für die Wolgadeutschen z.B. wurde bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts festgestellt: „Rufnamen von Tieren sind häufig Entlehnungen aus dem Russischen“ (Berend/Jedig 1991: 47). Dasselbe hat Najdič (1997: 127) bei den Deutschen in der Gegend von Leningrad/St. Petersburg entdeckt.

¹⁵ Von einem ganz und gar eigentümlichen Motiv der Namensgebung berichtete eine meiner Probandinnen: Vor dem Zweiten Weltkrieg wurden in Hajosch weiße Pferde in mehreren ungarndeutschen Familien nach dem ungarischen Reichsverweser *Horthy* benannt, wohl unter dem Eindruck seines Schimmels, auf dem der Staatsmann bei Zeremonien mit großer Vorliebe erschien und sich so fotografieren ließ.

sehr populären ungarischen TV-Märchen); Ochsen *Vitéz*, *Huszár*, *Betyár*, *Gyurka*, *Bimbó*; Ziegen *Gitta*, *Zsuzsa* usw. Bonomis Feststellung wäre allerdings für meinen Forschungspunkt insofern zu relativieren, als es hier seit je üblich ist, auch Schweine mit menschlichen Vornamen zu bedenken, etwa mit dem ungarischen weiblichen Rufnamen *Zsuzsa* oder mit dem männlichen *Zoli*. Was aber besonders auffällt: Auch sind deutsche Rufnamen nicht selten, z.B. *Traud* oder *Traudle* (weiblich) bzw. *Tobias* (männlich). Ziegenböcke ruft man deutsch *Jakob* oder ungarisch *Jakab*. Ungarische Namen für Haustiere überwiegen dennoch auch in Hajosch. Rufe und Befehle für Tiere sind bei den Hajoscher Ungarndeutschen heute oft gleichfalls ungarisch, z.B. *cöcö!* (zum Rufen von Schweinen), *hö:!* *hö:ha!* (zum Anhalten von Pferden oder Kühen) usw., wie auch das quasikommunikative Sprechen zu Tieren vorrangig auf Ungarisch stattfindet.

3.2.2. Im Hinblick auf die Ortsnamen kann man vor allem auf inoffizielle Namen ungarischer Provenienz aufmerksam werden. Zu solchen Straßennamen gehört z.B. *dr Hambar* (< *hambár* ‚Speicher‘), weil der Speicher des Erzbischofs da stand; *dr Fácános* (< *fácán* ‚Fasan‘), weil an dieser Stelle früher angeblich ein eingezäuntes Wildgehege mit vielen Fasanen stand; *dr Vadas* (< *vad* ‚Wild‘), weil sich vor den Grundstückvermessungen dort ein Wald befand, entsprechend heißen vier Gassen: *dr e:scht Vadas*, *dr zwe:it Vadas*, *dr drit: Vadas* und *dr viart Vadas*. Es gibt ferner Flurnamen mit ähnlichem etymologisch-kulturhistorischem Hintergrund, z.B. *dr Csikójárás* (< *csikó* ‚Fohlen‘ + *járás* ‚Gang‘); *dr Szilvás* (< *szilva* ‚Pflaume‘).

Bei lebensweltlicher Transkulturalität unterliegen sogar Ortschaftsnamen verschiedenen Formen und Ausprägungen von Hybridität bzw. von zwischen-sprachlichen Umdeutungen oder Abwandlungen. Beispielsweise lautet der alte slawische Name der Nachbarstadt Jánoshalma: *Jankovac*, die Hajoscher nennen sie – leicht „hungarisierend“ – *Jánká*; der Ort Vodica heißt hier *Breán:ile*.

Aus deutschem Sprachmaterial können nach den Mustern der ungarischen Wortbildung interessante hybride Wortbildungsprodukte entstehen. Es hat sich nämlich gezeigt, dass auch ungarische Wortbildungsmodelle in den ungarndeutschen Dialekt übernommen werden können. Das kann auch bei Eigennamen der Fall sein, z.B. *Tscheslowa:kien* ‚Tschechoslowakei‘ (< nach ungar. *Cseh-szlovákia*). In anderen Fällen bewirkte die bilinguale Transformation eine Deonymisierung von Eigennamen: In Hajosch nennt man in der Niederung den gebundenen, matschigen Boden *Scha:rge:s*, worin das ungarische Toponym *Sárköz* (auf Deutsch *Scharbruch*) steckt, wahrscheinlich, weil in der Sárközer Region, der unmittelbaren Nachbarschaft, dieser Bodentyp vorherrscht; waren doch in der ehemaligen Inselwelt bis zur Regulierung der Donau Mitte des 19. Jahrhunderts Gewässer, Furten und Sümpfe charakteristisch.

3.3. Sprachlich-kommunikative „Untugenden“ unter Mehrsprachigkeitsbedingungen und ihre Kulturfähigkeit

Einen im Hinblick auf die transkulturellen sprachlich-kommunikativen Prozesse aspektreichen, aber zugleich brisanten Fragenkomplex bilden die „schmutzigen Wörter“ (Terminus nach Glück/Sauer 1997: 37), die Schelt- bzw. Schimpfausdrücke und die Flüche, die in mancher Hinsicht in Richtung phraseologische Transferenzen deuten (vgl. zu letzteren Földes 2005: 143ff. bzw. 184ff.). Eine genaue terminologisch-begriffliche Distinktion ist dabei nicht immer möglich, zumal die Begriffsfelder ‚fluchen‘ und ‚schimpfen‘ – wie Nübling/Vogel (2004: 19) ausführen – zumindest in der heutigen Verwendung einen gemeinsamen Überschneidungsbereich aufweisen. Handelt es sich doch bei den beiden Aktivitäten – trotz ihrer jeweiligen Spezifika – im Wesentlichen um ein (sozialverträgliches) Ventil für unterdrückte Emotionen (im Sinne von Jay 2000). Ferner sind für eine Typisierung dieser sprachlichen Formationen in Anlehnung an Müllers – allerdings sprachkritischen – Ansatz (2000: 42ff.) vier Möglichkeiten von Relevanz: (a) Schimpf- bzw. Fluchausdrücke, die durch ein zusätzliches Element „belastet“ sind, (b) Ausdrücke, die durch gelegentlichen (okkasionellen) Schimpfwortcharakter „belastet“ sind, (c) Ausdrücke, die durch Assoziationen „belastet“ sind und (d) Ausdrücke, die durch ihren „falschen“ Körper „belastet“ sind“.

Lange Zeit wurde das Kulturphänomen des Schimpfens und Fluchens nahezu ausschließlich als eine – zu verwerfende – moralische Praktik wahrgenommen und reflektiert. Dass es inzwischen auch im „außermoralischen“ Sinn beurteilt wird, ist ihrer universellen Bedeutsamkeit nicht abträglich. Sprachen tendieren ja generell eher zur Verbalisierung negativer Inhalte, wie bereits Grober-Glück (1974: 129) bemerkt: „Positive Eigenschaften haben im Sprachleben überhaupt eine kleinere Variationsbreite“. Grundsätzlich können Schimpfen und Fluchen einerseits gruppen- oder gemeinschaftstabilisierend wirken, andererseits über ein individuell wie sozial subversives Potenzial verfügen. Anlass zur Frage nach der Kulturhaftigkeit bieten heute unter anderem die in die Krise geratenen allgemein verbindlichen Sinnkonzeptionen, die Pluralisierung unserer Lebenswelt in interagierende Teil- bzw. Subkulturen sowie selbst die Zunahme von Fluch-Praktiken und deren Intensität in der gegenwärtigen Gesellschaft.

Die einschlägigen Werke widerspiegeln markante regional-kulturelle Unterschiede im Umfang, in der Intensität und der Verwendungshäufigkeit des Schimpf- und Fluchvokabulars. So sollen etwa die südlichen Gefilde Europas sowie der Süden des amerikanischen Kontinents besonders reich an Schimpf- und Fluchausdrücken sein, während eine gewisse „Schimpfwortarmut“ den Skandinavien und den fernöstlichen Asiaten nachgesagt wird (vgl. Geier-Leisch 1998: 8). In diesem Zusammenhang ist über die angeblich außerordentlich große Vorliebe der Ungarn (sowie anderer Ethnien in Ostmittel-, Ost- und Südost-

europa) für Flüche und ihre einschlägige sprachlich-kommunikative Kreativität¹⁶ unter volkskundlichen und anderen Gesichtspunkten bereits viel geschrieben worden. Ohne mich deshalb in diese Thematik vertiefen zu wollen, sei lediglich erwähnt, dass den deutschen Minderheiten folglich – nicht nur in Ungarn – ein reiches einschlägiges Reservoir zur Verfügung steht, Schimpfwörter und Flüche vielfältig aus den Kontaktsprachen zu transferieren bzw. an den entsprechenden Stellen des Diskurses mittels einer Kode-Umschaltung vom Deutschen in die Kontaktsprache zu wechseln. Petrović (1995: 102) hebt beispielsweise für das „Essekerische“ (d.h. für den deutschen Ortsdialekt der Stadt Essegg¹⁷/Osijek, heute in Kroatien) als Folge der kroatischen Beeinflussung hervor, allerdings ohne eine nähere terminologische oder sonstige Spezifizierung: „Schimpfwörter und Flüche werden originalgetreu realisiert“. In einer anderen Veröffentlichung erwähnt er über die Flüche im Essekerischen: „[D]ie derbsten und saftigsten sind nicht die deutschen, sondern entweder serbischen bzw. kroatischen oder ungarischen Ursprungs und werden im Original benutzt“ (Petrović¹⁸ 1994: 29). Die Einschätzung von Najdić (1997), dass Russlanddeutsche bei Leningrad/St. Petersburg „ziemlich höflich“ (gewesen) seien und im krassen Kontrast zu den Russischsprachigen (bei denen „Flüche und Schimpfwörter im alltäglichen Sprachgebrauch mancher ungebildeten Menschen oft nur zur Füllung von Häsitationspausen gebraucht werden“), dass sie „Lexik solcher Art in den Kolonistenmundarten nur im ‚Notfall‘ verwende[n]“ (1997: 123),¹⁹ wäre sicher zu überdenken und wohl auch zu relativieren. Bei den deutschsprachigen Belegen, die ihr dennoch begegnet sind, z.B. *lek mič am arš* (= leck mich am Arsch!) beeilt sie sich hinzuzufügen: „Dieser Ausdruck wurde in äußersten Fällen gebraucht (auch von Frauen)“ (1997: 124). Andererseits räumt sie gleich im nächsten Satz ein: „Übrigens wurden oft russische Flüche gebraucht [...]“

¹⁶ Die plakative These von Borneman (1984: 7) in seinem „wissenschaftlichen Standardwerk“ (so der Rückumschlag) über das Deutsche zitiere ich unkommentiert, nämlich, „daß sich im Vokabular, in der Syntax und in der Grammatik des Verbotenen ein sprachschöpferischer Prozeß erhalten hat, der uns im Schriftdeutschen verlorengegangen ist, und daß die Sprachlogik der sexuellen Unterwelt die einzige Therapie darstellt, die unserem senilen Hochdeutsch helfen kann, die Virilität des Mittelhochdeutschen wiederzufinden“.

¹⁷ Tafferner (1998: 20) weist darauf hin, dass *Essegg* stets mit Doppel-g zu schreiben ist. Gleichwohl schreibt z.B. Obad (1997: 337ff.) durchweg *Essek*.

¹⁸ In der genannten Veröffentlichung steht – wohl fälschlicherweise – die Schreibung *Petrovič*.

¹⁹ Diese Beobachtung kommt auch in deutschen Phraseologismen vom Typ *fluchen wie zwanzig Russen* („kräftig fluchen“) zum Ausdruck; belegt in Küpper (1984: 2365).

(Najdič 1997: 124).²⁰ Dieser nun von Najdič (1997) verkörpert, sonst jedoch allgemein vorherrschenden Argumentationslinie folgt Gerescher (2004: 203) und glaubt, auch den Ungarndeutschen in der Batschka eine weitgehende Fluch-Abstinenz bescheinigen zu können und stellt etwas blumig fest: „Glauben und Aberglauben hielten unsere Menschen so fest im Griff, daß sie weder in Gedanken noch in Wirklichkeit zu bösen Ausdrücken in der Lage waren. Stellt man die frommen Ausdrücke neben die bösen, so zeigt sich ein Verhältnis, als ob die Alpen neben den Buchenwaldhügeln stünden.“ Mein Belegmaterial widerspricht diesem Befund deutlich.

Das Überhandnehmen ungarischer Flüche (bzw. einzelner Elemente daraus) sowie die Adaption stilistisch-pragmatisch derber und vulgärer Wörter und Ausdrücke erfolgt bei den Ungarndeutschen – den Berichten von Fachpublikationen zufolge – seit langem (vgl. Bódiss 1895: 580, Ratzenberger 1896: 300, Bonomi 1966/67: 143ff., Zillich 1967: 125). Das galt natürlich im breiteren Kontext auch für die Deutschsprachigen im historischen Ungarn, sogar außerhalb der jetzigen Staatsgrenzen. Folglich konnte z.B. Kiener (1983: 285) aufgrund seiner Literaturrecherchen ermitteln, dass sich die Siebenbürger Sachsen kaum deutscher, vielmehr zum größten Teil ungarischer (oder rumänischer) Fluchwörter bedienen. Es wird noch hinzugefügt: „Doch wenn ein Siebenbürger Sachse einmal ganz schlimm flucht, benützt er einen ungarischen Fluch; denn der Ungar hat die schlimmsten Flüche.“²¹

Mark Twain hat – als scharfzüngiger Kritiker des Deutschen – die strukturell-semantische „Fluchfähigkeit“ des Deutschen als zu gering eingestuft und so kommentiert: „Ich würde ein paar starke Ausdrücke aus dem Englischen importieren – zum Fluchen und auch zur kraftvollen Beschreibung aller möglichen kraftvollen Vorgänge“ (zitiert nach Genzmer 1998: 335).²² Meines Erachtens dürfte jedoch der wichtigere Grund für die Transferenz kontaktsprachlicher Fluchformeln und -wörter weniger in einem einschlägigen sprachsystematischen Engpass liegen, vielmehr darin, dass die sprachpsychologische Distanz, bei einer auch

²⁰ In diese letztere Richtung weist gleichfalls der von Berend und Jedig (1991: 47) referierte Befund von J. Dinges, dass „unter den Wolgadeutschen verschiedene russische Schimpfwörter“ [...] „besonders verbreitet sind“.

²¹ Das bereits zitierte Werk von Gerescher (2004: 203ff.) bringt jedoch fast ausnahmslos rein deutsch-dialektale Formen, als hätte der Sprachen- und Kulturenkontakt in diesem Bereich keine Spuren hinterlassen.

²² Demgegenüber meint Heusinger (2004: 102), dass „der Anteil des als salopp oder vulgär bzw. als derb empfundenen Lexembestandes“ in der deutschen Umgangssprache „sehr hoch“ sei. Geier-Leisch (1998: 8) siedelt das Deutsche im Hinblick auf den Schimpfwortreichtum im internationalen Mittelfeld an.

noch so gut beherrschten Zweitsprache, anders ist als bei der Erstsprache, d.h. die psychisch-mentale Barriere ist hier bei tabuisierten Redemitteln niedriger. Deshalb bringt man z.T. auch ganz drastische Kraftausdrücke, Schimpfwörter oder Flüche in einer Zweitsprache leichter über die Lippen als in der Erstsprache, mit welcher man eine spezifische emotionale Nähe empfindet und eine feinfühligere, auch durch Tabus gesteuerte Sensibilität entwickelt. Haben doch auch z.B. Dewaele/Pavlenko (2004: IV) durch ihre sozio-psychologisch orientierten Studien zur Zweitspracherwerbsforschung nachgewiesen, dass Nicht-Muttersprachler üblicherweise die emotionale Kraft von Ausdrücken der Zweitsprache unterschätzen. Somit handelt es sich m.E. bei den Flüchen in einer bzw. durch eine andere Sprache letztes Endes um eine Art zwischensprachlicher Euphemisierung. Angesichts dieses Arguments kann ich solchen Aussagen wie z.B. der von Tångeberg (1978: 26) nicht zustimmen, dass im bi- bzw. multilingualen Milieu immer in der sog. Muttersprache geflucht werde. Elwerts Behauptung, Flüche seien „durch das Gesetz des Nachhalls bestimmt“, d.h. sie würden „der Sprache entnommen, die für die Situation richtig ist, in der man sich in seiner Vorstellung befindet“ (1959: 331), leuchtet mir folglich ebenfalls wenig ein.

Ein anderer Grund für die – oft sprachkreative – Verwendung ungarischer Fluchformeln oder -elemente im Rahmen ungarndeutscher Dialektdiskurse dürfte wohl sozio- und kulturhistorischer bzw. kulturanthropologischer Natur sein. In der einschlägigen Literatur gelten die Ungarischsprachigen allgemein als kaum übertreffbar hinsichtlich ihres Fluchens und obszönen Scheltens. Man kann feststellen, dass im Sprachen- und Kulturenkontakt ganze Fluch- und Schimpfwortschatzdomänen vom Ungarischen in den deutschen Dialekt transferiert worden sind. Herkömmlicherweise bezogen sich Flüche gleichsam im gesamten Abendland auf Religiöses, erst mit der zunehmenden Säkularisierung sind sie allmählich profanen Kraftwörtern gewichen (vgl. Glück/Sauer 1997: 38). Im Deutschen nimmt traditionell nur das skatologische (anal-exkrementelle) Vokabular einen nennenswerten Stellenwert ein (vgl. Nübling/Vogel 2004: 19),²³ wohingegen im Ungarischen sowohl eine ausgeprägte sexuelle, eine krankheitsbasierte und eine religiöse als auch eine skatologische Fluch- und Schimpfwortprototypik kennzeichnend ist. Wie die Russen und viele andere Slawen sowie die Türken, kennen und verwenden die Ungarn z.B. den Mutterfluch und insbesondere die Aufforderung zum Mutter-Inzest (vgl. Kiener 1983: 284ff. und Schellbach-Kopra 1994: 610). Dies wirkt sich – wie meine Sprechbelege zeigen

²³ Zum sexuellen Wortschatz des Deutschen bringen z.B. die Wörterbücher von Hunold (1980) und Borneman (1984) Belege.

– auf den kommunikativen Habitus und das Sprachrepertoire der Ungarndeutschen nachhaltig aus.

Merkwürdigerweise leitet Treszl (1975: 49f.) das intensive Fluchverhalten der Ungarndeutschen von den „verheerenden Auswirkungen“ der bilingualen „Sprachmengerei“ ab: Die „Mischsprachigkeit“ führe zu einer sprachlichen Verarmung, die sich in einer rapiden Abnahme des Wortschatzes in beiden Sprachen bemerkbar mache. „Die daraus resultierende Hemmung“ werde „vielfach mit Kraftausdrücken übertönt“. Das sei ein Grund „für die Zunahme der Fluchgewohnheiten“. Dieser Argumentation von Treszl kann ich mich nicht anschließen, weil eine „Zunahme“ des Fluchverhaltens bei Ungarndeutschen nicht nachweisbar ist und weil mich die Beziehung von Sprachenmischung und Fluchhäufigkeit nicht überzeugt. Bedienen sich doch auch unilinguale Ungarischsprachige äußerst häufig ziemlich kräftiger Flüche!

In Hajosch sind heute nur vereinzelt rein deutschsprachige (grunddialektale) Schimpf- und Fluchformeln im Umlauf, wie etwa *greulagr Händ* („gräulicher Hund“) oder *Du greulaga, wi:ataga, sieba-buck:alada Wealt!* („Du gräuliche, tollwütige, sieben-buckelige Welt!“). Die meisten Ausdrücke sind entweder direkte (lautliche) Übernahmen aus dem Ungarischen oder – noch häufiger – deutsch-ungarische Misch- bzw. Kompromissformen. Die aus dem Ungarischen transferierten Flüche treten indessen nur ganz selten in ihrer mehr oder minder grammatisch „korrekten“, d.h. in der im Ungarischen usualisierten Form auf, z.B. *Azt a fene rágja meg*²⁴ < ungar. Demonstrativpronomen + bestimmter Artikel + ‚der Teufel soll es kauen/fressen‘, *Kutya Űristenit!* < ungar. *kutya* („Hund“) + *Űristen* („Herrgott“) + die possessive Akkusativendung *-it* (eigentlich: *-ét*) oder *Azt a kurafi Máriát!* < ungar. Demonstrativpronomen + bestimmter Artikel + ‚Hurensohn Maria‘ [im Akkusativ]. Diese haben trotz ihres homogen ungarischsprachigen Materials insofern etwas mit Synkretismus zu tun, als sie regulär in (überwiegend) deutschsprachigen Sätzen eingesetzt werden. Das Gros der auf Ungarisch gebrauchten Flüche erscheint also – verglichen mit ihren Prototypen – etwas abgewandelt, wenngleich diese Modifizierungen nur Sprachmaterial ungarischer Herkunft enthalten. Bisweilen tangieren die Abwandlungen nur die Aussprache, z.B. *Az iskoláját nek:i!* < ungar. bestimmter Artikel + ‚seine Schule‘²⁵ etwa im Sinne von ‚verdammst noch mal!‘, wo beim ungarischen Original im Pronomen *neki* der Konsonant [k] kurz ausgesprochen wird. Besonders bei

²⁴ Die Mehrheit der ungarischen und der ungarisch beeinflussten Flüche lässt sich nicht adäquat ins Deutsche übersetzen. So muss ich mich bei ihrer Interpretation auf die Angabe bzw. Erläuterung der einzelnen Bestandteile beschränken. Sie haben doch oftmals kaum eine deskriptive, lediglich eine expressive Bedeutung.

²⁵ Als Euphemismus statt *Istenit* („Gott“) – wegen der Klangähnlichkeit.

lexikalischen und grammatischen Auffälligkeiten könnte sein, dass diese Formen durch „ungenaueres“ Rezipieren dieser Formen in die Hajoscher Varietät Eingang gefunden haben. Zahlreiche Beispiele gibt es: Man vgl. die nachfolgenden Belege in dekontextualisierter Form: *Istenit a Máriád!* < ungar. *Isten* („Gott“): in akkusativischer Form + *Mária*: in possessivischer Form, etwa ‚deine Maria‘. Möglich ist aber auch, dass hier *Máriát* gemeint war: Das würde *Maria* im Akkusativ bedeuten. Im Beleg Nr. (4) tritt schon ein deutschsprachiger Anteil zutage (*van* = ‚von‘), wenngleich die ungarischsprachige Grundlage offensichtlich bleibt:

- (4) *Azt a Bándá van szentség!* (SD: ungar. Demonstrativpronomen + bestimmter Artikel + von + Sakrament!).

Der stärker hybride Ausdruck *Du Bolomiska!* geht vermutlich auf ungar. *bolond* („verrückt“) + *Miska* („Koseform von *Mihály* = *Michael*“) zurück, zumal die Aussprache dem ungarischen Muster folgt: [ˈbolomiʃkɔ]. Auch an äußerst vulgären Sprüchen mangelt es nicht – Heusinger (2004: 103) prägte für derartiges Redeverhalten die Bezeichnung „Schmuddelsprache“. Diese Begrifflichkeit wäre allerdings für ultimative Mehrsprachigkeitssituationen – nicht zuletzt angesichts der oben thematisierten niedrigeren Hemmschwelle bei Tabuwörtern in der Zweisprache – m.E. zu relativieren, weil ja diese Ausdrucksweise nicht unbedingt als Zeichen des Kontrollverlusts gilt: *lófasz a seggit* < ungar. *lófasz* („Pferdepenis“) + *segg* („Arsch“) + Akkusativendung.²⁶ Dieselbe Komponente tritt auch in folgenden, syntaktisch deutschen Sätzen auf:

- (5) *En Lófasz diar!* (SD: Einen Pferdepenis dir [= für dich])!²⁷

Ebenfalls ein ungarisches Tabuverb steckt in der Phrase *Azt a paszamasta!*,²⁸ die vermutlich auf den ungarischen Fluch *baszd meg!* (wörtlich: „du sollst es ficken“) zurückgreift.

Die oben thematisierte größere sprachpsychologische Distanz in der Zweisprache (wie auch die Labilität im metakommunikativen²⁹ Bewusstsein) kommt im untersuchten Belegkorpus überdies dadurch zur Geltung, dass sich Erwachsene sogar in Interaktionen mit Kindern stark tabuisierter Schimpf- und Fluchausdrücke bedienen, z.B.:

²⁶ Das ungarische Original operiert mit dem Illativsuffix *-be* (auf die Frage ‚wohin?‘).

²⁷ Weniger vulgär klingt die Variante *en Csipisz diar!*

²⁸ In der Form *pászamà* ist der Ausdruck bereits bei Bódiss (1895: 579) für die Deutschen in der Batschka belegt.

²⁹ Zur Begriffsbestimmung ‚Metakommunikation‘ vgl. Techtmeyer (2001: 1449ff.).

- (6) *Bás:á-más:á, ken:ad ir it: obachtgia, ihr Lausr?! (SD: Verdammt noch mal [wörtlich: Fickt es], könnt ihr nicht Acht geben, ihr Lausbuben?!).*

Gemischtsprachige Formen sind mithin sowohl (a) bei den Schimpfausdrücken als auch (b) bei den Flüchen überaus zahlreich. Vgl. zu (a): *álte Ketschká* [eigentlich: *kecske* ‚Ziege‘], d.h. ‚alte Schachtel‘, *a echtá Bitschká* ‚Frau von üblem Ruf‘, wörtlich: ‚eine echte Fotze‘. Hier geht eine gleichsam spektakuläre Wortbildung im untersuchten ungarndeutschen Dialekt etwa aufgrund des derben ungarischen Lexems *picša* (‚Fotze‘, ‚Arsch‘) vor sich: Das entstandene Substantiv *d Bitschka* findet in der Bedeutung ‚schlechte Frau‘ Verwendung, aus dem dann – mit einer leichten semantischen Verschiebung – das Adjektiv *pitschkesch*, z.B. *pitschkischi Hosa* ‚anzüglich anstößige Hose(n)‘ gebildet werden kann. Zum Hintergrund einer mehrfachen Interkulturalität trägt auch der Umstand bei, dass *picša* eigentlich keine genuin ungarische Vokabel, vielmehr ein „süd- oder westslawisches Lehnwort“ ist (Benkő 1993: 1154). Zu (b) seien folgende Belege angeführt: *Hear:gid Úristenid a Máriád* (‚Herrgott‘) + *Úristen* (‚Herrgott‘) im Akkusativ + Maria (vgl. die Interpretationsmöglichkeiten oben) oder *Azt a Hear:got:s Wealt!* (*Azt a* = ungarischer expressiv-emphatischer Satzeinstieg in akkusativischer Form + Herrgotts Welt). Manche Formeln enthalten vollständige oder teilweise Wiederholungen derselben Komponenten in beiden Sprachen; diese „bilinguale sprachkommunikative Praktik“ kann zum Phänomentyp der „bilingualen Dopplung“ gezählt werden (vgl. Földes 2005: 239): *Azt a gyere-be-rózsám-komm-herein!* – mit steigender Satzmelodie gesprochen – (*Azt a* = ungarischer expressiv-emphatischer Satzeinstieg in akkusativischer Form + komm-meine-Rose-herein-komm-herein!) Noch markanter tritt die bilinguale Dopplung in den Belegen *A Händsfratza, Kutyahánd a raidige!* auf (wo *a* ein ungarischer bestimmter Artikel ist, *Fratza* ‚Fratzen‘, *Hánd* ‚Hund‘ und *kutya* ebenfalls ‚Hund‘ bedeutet) bzw. *Du blendr Heargid Úristenid!* (wo *blend* ‚blind‘, *Heargid* ‚Herrgott‘ und *Úristen* wiederum ‚Herrgott‘ bedeutet, hinzu kommt das ungarische Akkusativsuffix).

Drei mehrfach hybride Belege erscheinen besonders eindrücklich, indem sie jeweils von multiplen Sprachenkontakten zeugen. Der grobe Fluch *Azt a JOB-FOJEMATJ!* beginnt mit dem für ungarische Flüche charakteristischen Redeeinstieg und enthält dann eine (seitens des Sprechers) unanalysierte russische Form. Diese *JOBFOJEMATJ* (eigentlich: *job' tvoju mat'*) ist ein äußerst derber Ausdruck in der Bedeutung: ‚Fick deine Mutter!‘. Da die Hajoscher ungarndeutsche Bevölkerung einerseits durch den Einmarsch der Roten Armee im Jahre 1944, andererseits durch anschließende jahrelange Verschleppung und Zwangsarbeitslager in der Sowjetunion mit der russischen Sprache in dauerhafte und nicht sehr angenehme Berührung kam, konnte dieser hybride Fluch sehr wohl in den Dialektdiskurs gelangen. In den Sprüchen *Azt a BOGOM Úristenid!*

(ungarischer Redeeinstieg + Gott + Herrgott) und *it: amál am BOGOM hât: i: de:s gmacht!* (Nicht einmal um Gott hätte ich das gemacht!) ist *Bogom* – im Nominativ *Bog* – eine slawische Transferenz. Es lässt sich vermuten, dass dieser Ausdruck dadurch in die Redeweise der Ungarndeutschen aufgenommen wurde, dass viele damals junge Hajoscher früher in den südlich von Hajosch liegenden, auch von Slawen (von „Bunjewatzen“, d.h. Kroaten) bewohnten Ortschaften als Hausangestellte o.ä. tätig waren.

Aus der Beleganalyse wird also deutlich, dass beim Fluchverhalten der untersuchten Ungarndeutschen – unter dem Kontakteinfluss des Ungarischen – mehrere neue Quellbereiche eine Rolle spielen, vornehmlich der sexuelle Bereich. Damit ist nicht nur eine quantitative Vermehrung des Fluch- und Schimpfvokabulars erfolgt, d.h. man hat es nicht nur mit einzelnen lexikalisch-semantischen Transferenzen zu tun, sondern mit einer Art konzeptueller Erweiterung und Umstrukturierung der Fluch- bzw. Schimpfwortschatzdomänen.

Die Studie zeigte auf, dass sich unter den entsprechenden soziolinguistischen Umständen eine neue – synkretisch-hybride – Kultur der Bildung von und des Umgangs mit stark affektiven (z.T. tabuisierten) Wortschatzbeständen entwickelt hat. Die untersuchte Diskursgemeinschaft verfügt über ein enorm ausgedehntes und in hohem Maße variationsreiches Schimpf- und Fluchvokabular aus mehreren Sprachsystemen, bei dem gleichwohl eine gewisse Ausstrahlungskraft „schimpfender Verbalakrobatik“ nicht zu übersehen ist.

4. Abschließende Überlegungen

Das Projekt – und als einer seiner Teilaspekte auch der vorliegende Beitrag – hat einen besonderen Varietätentyp innerhalb einer spezifischen ‚Kultur von Mehrsprachigkeit‘ (in einer inter- bzw. transkulturellen ‚Fugen-Position‘) aufgezeigt und dabei die ermittelten sprachkommunikativen Handlungsstrukturen bilingualer Sprecher im Spannungsfeld zwischen ein- und zweisprachigem Diskursmodus erörtert (vgl. auch Földes 2005: 299ff.). Durch eine Explikation der Kulturrealität ‚Sprachenkontakt‘ wurde die Sprachvariation als Phänomen der Kommunikationspraxis im konkreten Zusammenhang ihres Vorkommens untersucht. Vorliegender Aufsatz hat in diesem Diskursrahmen zwei Sonderbereiche thematisiert. Die Analyse deckte mithin am Material des Eigennamengebrauchs und der sprachlich-kommunikativen ‚Untugenden‘ empirisch auf und legte systematisierend dar, dass bei einer ‚transkulturellen Zweisamkeit‘ von Sprachen zumindest eine latente Verwendung kommunikativer Ressourcen aus der Umgebungssprache Ungarisch auf weiten Strecken vorliegt. Eine breite Palette von kommunikativem Synkretismus und sprachlicher Hybridität konnte geortet sowie in ihren vielfältigen Ausprägungen beschrieben und hinterfragt werden. Es wurde eine Mehrschich-

tigkeit bilingualer Variationsdimensionen deutlich. Denn zweisprachige Menschen können in ihrer kommunikativen Praxis nicht nur zwischen ihren beiden Sprachen, sondern auch mindestens zwischen zwei Diskursmodi (dem unilingualen und dem bilingualen Sprachgebrauch) wählen. Dabei ist bei der linguistischen Beschreibung selbst innerhalb des Sprachbereichs feiner zu differenzieren, nämlich in die konzeptuelle Ebene und in die Ebene des Sprachmaterials. Gibt es doch z.B., wie der Beitrag demonstriert hat, spezifische hybride Äußerungen (etwa Fluchausdrücke phraseologischer Provenienz), die Konzepte der einen Sprache/Kultur mit dem Sprachmaterial der anderen ausdrücken. So werden neben sprachlichen Elementen und Strukturen auch Handlungsmuster, sprachlich-kommunikative Stereotype und Mikroformeln, und sogar auch Konzepte und Wertvorstellungen auf die eine oder andere Weise ins Deutsche transferiert, ohne dass ihre Herkunft in den deutsch-dialektalen Äußerungen gleich erkennbar ist. Die erörterten Sprechbelege zeugen insgesamt von einem plastischen, dynamischen und variablen Charakter sowohl der bilingualen Handlungskompetenz der Sprecher als auch der mentalen Repräsentation der beiden Kodes.

Da für die Ungarndeutschen ein stark kontextgebundener bilingual-oszillierender Sprech- bzw. Gesprächsstil charakteristisch ist (vgl. Földes 2005: 264), wäre es schwierig oder gar unmöglich, eine adäquate Gebrauchssystematik zu erarbeiten. Insgesamt gilt: Die einzelnen Äußerungen sind im Hinblick auf ihre lexikalische und grammatische Gemischtsprachigkeit auf der Mikroebene jeweils weitgehend einmalig, spontan und variabel, sie haben jedoch auf der Makroebene gemeinsam, dass sich gleichartige Mechanismen des Synkretismus ergeben sowie dieselben Klassen und Typen von Hybridität entstehen. Das heißt: In der Diskursgemeinschaft spricht „jeder auf eine andere Weise gleich“. Im Zusammenhang mit diesem Thema gewinnen Fragestellungen nach kulturellen und/oder mehrsprachig-hybriden Selbstverständnissen, die die Durchlässigkeit und interaktive Verfasstheit sprachlicher und kultureller „Grenzen“ aufzeigen, eine besondere Bedeutung.

Anhand der durchgeführten Untersuchung wurde zudem klar, dass das besprochene „Kontaktdeutsch“ samt der zu ihm gehörenden Diskurskultur umfassend den „sprachkommunikativen Fingerabdruck“ des Ungarischen als dominante Kontakt- und Prestigesprache besitzt und mit seinen phänotypischen Merkmalen und Relationen in vielfacher Hinsicht einen Mikrokosmos für sich darstellt, der einer ganzheitlichen Betrachtung bedarf. Es handelt sich in seinem Fall (im Sinne von Bechert/Wildgen 1991: 3) nicht um ein simples Modell mechanischer Mischung, bei der sich das Redeprodukt restlos in Bestandteile der einen oder anderen Varietät zerlegen lässt und bei der erwartet wird, dass diese Bestandteile klar erkennbar und den Herkunftsvarietäten ohne Weiteres zuzuordnen sind. Denn oft entsteht dabei, wie nachgewiesen, etwas gänzlich Neues, ein „Dritter Raum“ (vgl. Dirscherl 2005: 12ff; Földes 2005: 68ff.); in diesen Zusammenhang wären aus dem Abschnitt 3.2. etwa der Familienname

Foltán und aus dem Abschnitt 3.3. z.B. der Beleg *pitschkischi Hosa* einzuordnen. Im Zeichen einer Infragestellung jeglicher auf binären Differenzmodellen beruhenden Ordnung könnte man wohl künftig die Forschung mit dem meta-theoretischen Denkansatz „Transdifferenz“³⁰ – als möglicher Überbegriff für Konzepte kultureller Vermischungen und Überlagerungen – befruchten.

Literatur

- Allolio-Näcke, Lars/ Kalscheuer, Britta/ Manzeschke, Arne (Hg.) (2005): *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Arutjunov, S[ergej] A./ Neščimenko, G[alina] P. (otv. red.) (1994): *Jazyk, kul'tura, etnos. [Sprache, Kultur, Ethnie]*. Moskva: Nauka. (Rossijskaja Akademija Nauk, Naučnyj Sovet po Istorii Mirovoj Kul'tury).
- Bechert, Johannes/ Wildgen, Wolfgang [Unter Mitarbeit von Christoph Schroeder] (1991): *Einführung in die Sprachkontaktforschung*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft (Die Sprachwissenschaft).
- Benkő, Loránd (Hg.) (1993): *Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen*. Budapest: Akadémiai.
- Berend, Nina/ Jedig, Hugo (1991): *Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie*. Marburg: Elwert (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 53).
- Bloomfield, Leonard (2001): *Die Sprache*. Deutsche Erstausgabe. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von P. Ernst und H. C. Luschützky [unter Mitwirkung von Th. Herok]. Wien: Ed. Praesens.
- Bódiss, Jusztin (1895): *Vándormagyarok [Wanderungarn]*. In: *Magyar Nyelvőr* 24. 12, 579-581.
- Bonomi, Eugen (1965): *Der deutsche Bauer und seine Haustiere im Ofner Bergland/ Ungarn*. In: Perlik, A. (Hg.): *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*. Bd. 9. Marburg: Elwert, 21-69.
- Bonomi, Eugen (1966/67): *Deutsche Fluchformeln aus dem Ofener Bergland*. In: Perlik, A. (Hg.): *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*. Bd. 10. Marburg: Elwert, 143-151.
- Borneman, Ernest (1984): *Sex im Volksmund. Die sexuelle Umgangssprache des deutschen Volkes*. Wörterbuch. Herrsching: Manfred Pawlak Verlagsgesellschaft.
- Clyne, Michael (1975): *Forschungsbericht Sprachkontakt. Untersuchungsergebnisse und praktische Probleme*. Kronberg/Ts.: Scriptor (Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 18).
- Dewaele, Jean-Marc/ Pavlenko, Aneta (2004): *Introduction*. In: *Bilingualism and Emotion. Special Issue of 'Estudios de Sociolingüística'* 5. 1, I-V.

³⁰ Zu diesem „concept in progress“ der Erlanger Kulturhermeneutik vgl. Allolio-Näcke/ Kalscheuer/Manzeschke (2005).



- Dirscherl, Klaus (2005): Der Dritte Raum als Konzept der interkulturellen Kommunikation. Theorie und Vorschläge für die Praxis. In: Bolten, J. (Hg.): Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft. Positionen, Modelle, Perspektiven, Projekte. Sternenfels: Verl. Wiss. und Praxis (Schriftenreihe Interkulturelle Wirtschaftskommunikation 9), 12-24.
- Elwert, W. Theodor (1959): Das zweisprachige Individuum. Ein Selbstzeugnis. Wiesbaden: Steiner in Komm. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 6/1959).
- Fél, Edit (1935): Harta néprajza [Volkskunde von Hartau]. Karcag: Kertész József Ny. (Néprajzi füzetek 2).
- Földes, Csaba (1996): Mehrsprachigkeit, Sprachenkontakt und Sprachenmischung. Flensburg: Univ. (Flensburger Papiere zur Mehrsprachigkeit und Kulturenvelfalt im Unterricht 14/15).
- Földes, Csaba (2002): Kontaktsprache Deutsch: Das Deutsche im Sprachen- und Kulturenkontakt. In: Haß-Zumkehr, U./ Kallmeyer, W./ Zifonun, G. (Hg.): Ansichten der deutschen Sprache. Festschrift für Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache; Forschungen des Instituts für Deutsche Sprache 25), 347-370.
- Földes, Csaba (2003): Interkulturelle Linguistik: Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata. Veszprém: Universitätsverl./Wien: Ed. Praesens (Studia Germanica Universitatis Veszpremiensis Suppl. 1).
- Földes, Csaba (2005): Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Tübingen: Gunter Narr.
- Geier-Leisch, Sabine (1998): Das neue Schimpfwörterbuch. Weyarn: Seehamer Verlag.
- Genzmer, Herbert (1998): Sprache in Bewegung. Eine deutsche Grammatik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch 2826).
- Gerescher, Konrad (2004): Batschkaer Ahnenspiegel. Vermögensform, Arbeitsweise, Lebensart. Szeged: Verlag für Hochschulausbildung „Gyula Juhász“.
- Glück, Helmut/ Sauer, Wolfgang Werner (1997): Gegenwartsdeutsch. 2., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler (Sammlung Metzler 252).
- Grober-Glück, Gerda (1974): Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen, Aberglaube, Volkscharakterologie und Lebensformen. In: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, Beiheft 3.
- Haarmann, Harald (1983): Die Rolle von Eigennamen und Familiennamen im Sprachkontakt. In: Beiträge zur Namenforschung, N.F. 18, 154-170.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, S./ König, E. (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1592), 262-286.
- Heusinger, Siegfried (2004): Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache. Eine Einführung. München: Fink (UTB 2491).
- Hüllen, Werner (1992): Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 20, 298-317.
- Hunold, Günther (1980): Sexualität in der Sprache. Lexikon des obszönen Wortschatzes. 2. Aufl. München: Heyne (Exquisit-Bücher 152).
- Jay, Timothy (2000): Why we Curse. A Neuro-psycho-social Theory of Speech. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.

- Kenesei, István/ Vago, Robert M./ Fenyvesi, Anna (1998): Hungarian. London, New York: Routledge (Descriptive Grammars).
- Keresztes, László (1999): Praktische ungarische Grammatik. 3., verbess. Aufl. Debrecen: Debreceni Nyári Egyetem (Hungarolingua).
- Kiefer, Ferenc (1967): Zur synchronischen Beschreibung einer schwäbischen Mundart in Ungarn. (Die Mundart von Hajosch). In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae 17, 1-2, 89-120.
- Kiener, Franz (1983): Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck).
- Küpper, Heinz (1984): Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache. Bd. 6. Stuttgart: Klett.
- Manherz, Karl (Zgst. u. Hg.) (1998): Die Ungarndeutschen. Budapest: Útmutató (Welt im Umbruch 1).
- Müller, Richard Matthias (2000): Gibt es belastete Wörter? In: Gellhaus, A./ Sitta, H. (Hg.): Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 218), 41-59.
- Najdič, Larissa (1997): Deutsche Bauern bei St. Petersburg-Leningrad. Dialekte – Brauchtum – Folklore. Stuttgart: Steiner (ZDL, Beihefte 94).
- Nübling, Damaris/ Vogel, Marianne (2004): Fluchen und Schimpfen kontrastiv. Zur sexuellen, krankheitsbasieren, skatologischen und religiösen Fluch- und Schimpfwortprototypik im Niederländischen, Deutschen und Schwedischen. In: Germanistische Mitteilungen 59, 19-33.
- Obad, Vlado (1997): Das triviale Leseglück im alten Essek. In: Hofmeister, W/ Steinbauer, B. (Hg.): Durch abenteuer muess man wagen vil. Festschrift für Anton Schwob zum 60. Geburtstag. Innsbruck: Institut für Germanistik (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwiss.: Germ. Reihe 57), 337-350.
- Petrovič [richtig: Petrović], Velimir (1994): Die essekerische Mundart. In: Wild, K. (Hg.): Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. Die Sprache der deutschsprachigen Minderheiten in Europa. Pécs: Univ. (Studien zur Germanistik 2), 19-32.
- Petrović, Velimir (1995): Kroatische Einflüsse im Essekerischen. In: Zagreber Germanistische Beiträge 4, 97-114.
- Ratzenberger, Ferenc (1896): Magyar szók a gölnicvölgyi németeknél [Ungarische Vokabeln bei den Deutschen im Gölnitztal]. In: Magyar Nyelvőr 25. 7, 299-300.
- Schellbach-Kopra, Ingrid (1994): Fluchwörter und Fluchformeln im Finnischen – von der Männersprache zum Jargon der Jugend. In: Sandig, B. (Hg.): EUROPHRAS 92. Tendenzen der Phraseologieforschung. Bochum: Brockmeyer (Studien zur Phraseologie und Parömiologie 1), 599-616.
- Schilling, Rogér (1933): Dunakömlöd és Németkér nyelvtörténete. Hangtan, alaktan, dialektographia [Sprachgeschichte von Kimling und Kier. Lautlehre, Formenlehre, Dialektographie]. Budapest: Pfeifer.
- Tafferner, Anton (1998): Rezension zu Mathias Weifert (Hrsg.): Donauschwäbisches Unterrichtswerk. Fächerübergreifendes Lehrbuch für Jugendliche. München: Verl. der Donauschwäbischen Kulturstiftung 1997 (Donauschwäbisches Archiv: Reihe 1, Schriften der ADL; 16). In: Donauschwäbische Forschungs- und Lehrerblätter. Folge 173. 44. 1, 18-20.

- Tångeberg, Olov H. (1978): *Mehrsprachigkeit und Schulunterricht. Über die nordfriesländische Mehrsprachigkeit und ihren Einfluß auf den Schulunterricht.* Bräist/Bredstedt: Nordfriisk Instituut (Studien und Materialien, veröff. im Nordfriisk Instituut 11).
- Techtmeyer, Bärbel (2001): *Form und Funktion von Metakommunikation im Gespräch.* In: Brinker, K./ Antos, G./ Heinemann, W./ Sager, S. F. (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16. 1), 1449-1463.
- Tompa, József (1972): *Kleine ungarische Grammatik.* Leipzig: Verl. Enzyklopädie.
- Treszl, Toni (1975): *Nachteile der Mischsprachigkeit.* In: *Unser Hauskalender. Jahrbuch der Ungarndeutschen.* Stuttgart, 49-52.
- Zillich, Heinrich (1967): *Binnendeutsche und Südostdeutsche in der Waffen-SS.* In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 16. 2, 124-125.